

Berliner Tageblatt

4 April 1930

240

**Das Problem  
der Aufrichtigkeit.**

Von  
**BERNARD GUILLEMIN.**

Man hat von André Gide gesagt, er sei in erster Linie ein Moralist, der seine Romanfiguren zu ideologischen Zwecken erfinde. Da ihm seine Gestalten nichtsdestoweniger durchaus lebendig gerieten, sei er zwar im glücklichen Nebenbegriff, nicht aber der Absicht nach ein Epiker. Albert Thibaudet hat diesen Gedanken am kürzesten ausgedrückt: „M. Gide pense au moyen d'homme“. Gides letzte Schriften „Die Schule der Frauen“ und deren Fortsetzung „Robert“ bekräftigen diese Auffassung von neuem. Sie sind, ungeachtet ihres Gehaltes an echter Gestaltung, zugleich mehr als blosse Epik. Man könnte sie — mit einem Begriff, dessen Gide selbst sich zur Bezeichnung einiger seiner frühesten Werke bediente — Traktate nennen. Ihr gemeinsames, wiewohl nacheinander aus entgegengesetzten Gesichtspunkten entwickeltes Thema ist die Aufrichtigkeit.

Aber das Problem der Aufrichtigkeit, mit dem Gide sich diesmal beschäftigt, ist kein zufälliges und beliebiges. Es ist nicht nur das Problem André Gides, es ist auch das Problem vieler seiner Zeitgenossen. Es sthet heute durchaus im Mittelpunkt des französischen Denkens, nachdem Jacques Maritain in seinem grossen Rousseau-Aufsatz (in „Drei Reformatoren“) als erster es ausdrücklich angeschnitten, François Mauriac in seiner Broschüre über den Roman es von Maritain übernommen und Charles du Bos in seinem „Dialogue avec André Gide“ (einem interessanten Buch, das jedoch seine kritischen Massstäbe aus seelsorgerischen Erwägungen ableitet) es speziell auf Gide bezogen hat. Schliesslich hat ein gedankenreicher Essayist: Ramon Fernandez in seinem scharfsinnigen Buch „De la personnalité“, ohne zwar den Begriff der Aufrichtigkeit als solchen in den Vordergrund seiner Untersuchungen zu rücken, dennoch die Sache selbst in der ergiebigsten Weise behandelt. Doch Fernandez ist vor allem Psychologe. Das eigentliche Problem der Aufrichtigkeit hat eine moralische Betonung, und mit dieser Betonung haben Maritain, Mauriac und Charles du Bos es gestellt. Alle drei sind katholische Schriftsteller. Und indem sie, Mauriac freilich nicht ohne Vorbehalte, vor der Aufrichtigkeit als vor einer halsbrecherischen Tugend warnen, die dem Laster mehr als bloss benachbart sei, indem sie sie, als ein durchaus gefährliches und nur zu oft mörderisches Unterfaugen, fragwürdig zu machen versuchten, folgten sie nur einer katholischen Tradition. Maritain hatte Rousseau vorgeworfen, dass seine bekenntnisfreudige Aufrichtigkeit nichts anderes sei als ein selbstgefälliges Verweilen in den Untiefen des Herzens, ein Kokettieren mit der eigenen Schwäche, das geradewegs zum „Einverständnis mit der Sünde“, zur Preisgabe jedes idealen Strebens führe, — und Maritain hatte mit diesem Vorwurf, über Rousseau hinweg, den modernen Geist selbst, seinen Entschleierungs- und Bekenntnisdrang, zu treffen gemeint. Gide hingegen bemüht sich aufzuzeigen, welchen Gefahren derjenige sich aussetzt, der das Gebot der Aufrichtigkeit geflissentlich verkennt und seine Schwäche hinter Idealen verbirgt, die er nicht über den blossen Schein hinaus zu erfüllen vermag.

So verstanden ist die „Schule der Frauen“ nichts anderes als eine Tragikomödie der Unaufrichtigkeit. Sie besteht aus zwei Teilen, beide in Tagebuchform gehalten. Die Schreiberin, Eveline, liebt Robert, weil sie ihn zuerst wirklich für den bedeutenden Mann hält, als der er ihr gegenüber auftritt — das ist die Substanz des ersten Teils, der ein Zeugnis der (vorläufigen) Verblendung ist. Sie hört auf ihn zu lieben, nachdem sie ihn als mittelmässige Natur erkannt hat — die Substanz des zweiten Teils, der, zwanzig Jahre später, ein Zeugnis ist der Enttäuschung und Ernüchterung. Denn Eveline ist Französin, Lateinerin. Sie liebt kritisch und prüfend, im Sinne des lateinischen diligere, was soviel heisst wie aussondernd wählen. Zur wägenden dilectio tritt bei ihr nicht jene caritas hinzu, die mehr christlich als lateinisch ist und womöglich gerade in der Dürftigkeit des Gegenstandes die edelste Veranlassung der Liebe sieht. Sie ist, mit Shakespeares Hector zu sprechen, nicht gewillt, „den Dienst zu machen grösser als den Gott“, sie gehört zu jenen wohlgerateneren Naturen, die sich in dem Worte Pascals erkennen: „On n'aime jamais quelqu'un, on aime que des qualités“. Sie liebt also Robert nicht um seiner selbst willen, sie liebt ihn für gewisse Eigenschaften, die er zu besitzen scheint. Doch Robert lebte gleichsam über seine Substanz. Er gab vor, mehr zu sein, als er wirklich war. Das Hinschwinden der Liebe Evelines ist nur die notwendige Folge der erkannten Täuschung. Robert steht als Heuchler da, den Eveline verachtet.

Doch ist das Problem damit gelöst? Es ist das Verdienst Gides, dass er es bei dem Zeugnis Evelines nicht bewenden liess, dass er im „Robert“, worin er gerechterweise den Gatten zu Wort kommen lässt, der „Schule der Frauen“ (beide Schriften deutsch bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart) eine Fortsetzung gab. Der Katholik Robert verteidigt sich, in der Form eines fingierten Briefes an den Dichter, mit den Argumenten seiner geistlichen Berater, und mit der schlecht verhehlten hochmütigen Selbstgerechtigkeit des Gläubigen wirft er der inzwischen gestorbenen Eveline vor, dass sie vom Geist des Skeptizismus und der Auflehnung besessen gewesen sei, vor allem aber — dass die moderne Forderung der Aufrichtigkeit ihr Denken verwüstet habe: „Sie liebte es, jedes Streben nach Vollkommenheit und jede Unterordnung unter ein Ideal mit Heuchelei zu verwechseln, so dass ihr jedes Wort und jede Gebärde verdächtig wurde, durch welche ich bestrebt war, mein inneres Wesen zu steigern“. Und: „Man hätte bald meinen können, es genüge, ein Gefühl sei aufrichtig, damit es auch schon verdiene gutgeheissen zu werden, als ob das natürliche Geschöpf nicht gerade dasjenige wäre, das wir in uns bekämpfen sollen.“ Und schliesslich: „Eveline wollte nicht begreifen, dass ich dem Wesen, das ich von Natur war, dasjenige in mir vorziehen könnte, das ich sein wollte und das zu werden ich mich bemühte.“

Gide hat seinen Robert zwar durchaus lebensrecht, aber nicht sehr sympathisch gezeichnet, und oft lässt er ihn die Orthodoxie in einer Weise vertreten, die sie der schlimmsten Ketzerei, nämlich der Ketzerei der Albernheit, ähnlich macht. Dennoch wäre es falsch, die Argumente, die Robert zu seiner Rechtfertigung vorbringt, kurzerhand beiseitezuschieben. Es sind im wesentlichen die Argumente der Kirche, die, wie unfechtbar ihre spekulative Dogmatik auch sein mag, dennoch in allen Fragen (nicht

zwar der Moral, aber) der moralischen Erfahrung und der Psychologie gehört zu werden verdient. Und eigentlich wird alles, was Robert in seinem Brief vorbringt, schon in der „Schule der Frauen“ durch den Abbé Bredel vorweggenommen: „Zuerst hat der Abbé“, schreibt Eveline, „mir gesagt, dass die Worte nicht immer einem Ueberfluss des Herzens entquellen, und dass, wie im Gebet die Gebärde oft dem aufrichtigen Drang vorausgeht, ich auch bei Robert hinnehmen müsse, dass der Ausdruck des Gefühls nicht sogleich vom wahren Gefühl begleitet wird, und hoffen solle, dass ein wenig später das Gefühl den Ausdruck einholt. Nach den Worten des Abbé ist die Hauptsache nicht so sehr, zu sagen, was man denkt, sondern was man denken sollte, denn ganz natürlich, fast wider Willen, käme man dahin, zu denken, was man gesagt hat.“ Es lässt sich zwar etwas durchaus Listiges und Eigennütziges, ein Unterton von seelenfängerischem Opportunismus in den Worten des Abbé nicht verkennen, zumal wenn er, im nächsten Atemzug, dem Hinweis Evelines auf die Unverbesserlichkeit und heillose innere Leere ihres Gatten mit dem fragwürdigen Ratschlag begegnet: „Nun, in diesem Fall, mein Kind, ist es Ihre Pflicht, ihm zu helfen, diese Leere zu verbergen . . . vor den Blicken aller.“ Doch eine Wahrheit beurteilt man nicht nach den Motiven dessen, der sie verwendet, und durch jene zugleich fromme und listige Nutzenanwendung wird die höhere psychologische Einsicht nicht angetastet, die uns zu einem abwartenden Vertrauen auch solchen Bestrebungen gegenüber verpflichtet, deren äusserer Ausdruck ihrer echten Erfüllung vorausseilt. Denn dieser Einsicht zuwiderhandeln hiesse: das Mögliche zugunsten des Wirklichen entwerten. Schliesslich ist sie nicht bloss ein Bestandteil kirchlicher, sondern auch weltlicher Weisheit. Schon bei Plutarch, in seinem „Leben des Perikles“, findet sich der nämliche Gedanke, sehr grossartig ausgedrückt: „Zeno selbst ermahnte diejenigen, welche die Ernsthaftigkeit des Perikles Hochmut und Ehrsucht nannten, sie sollten nur ebenso ehrstüchtig sein, weil das Affektieren im

Guten unvermerkt eine Liebe und Angewöhnung desselben hervorbringen könne.“

Freilich kann hier die Frage aufgeworfen werden, ob man ein Recht zur Unaufrichtigkeit im Sinne des Affektierens hat, wenn man nur die Möglichkeiten eines Robert, nicht aber diejenigen eines Perikles besitzt. Diese Frage rührt an die grössere, hier nur gestreifte des Ausdrucks überhaupt: ob er bloss Erscheinung oder das Wesen der Sache selbst ist . . . Fast will es scheinen, als entscheide hier, wie in vielen anderen Fällen, der Erfolg allein. Und vielleicht ist jeder Lebensstil ergänzungsbedürftig, der Stil der Aufrichtigkeit und Ausdrucksschlichkeit so gut wie derjenige der ehrgeizigen Affekation, weil beide ihre besonderen Gefahren in sich bergen, der erste die Gefahr der trägen Selbstzufriedenheit, der zweite die Gefahr der Heuchelei. Vielleicht sogar ergänzen beide einander und verbergen, hinter ihrer scheinbar feindlichen Spannung, nur den freundlichen Gegensatz, ja ich möchte sagen: die alte Freundschaft zwischen Sein und Werden. Gide selbst, wie sehr er auch sein eigenes Leben praktisch im Stil der Aufrichtigkeit geführt hat und wie gross seine persönlichen Sympathien für diese auch sein mögen, hat den Prinzipienstreit weder zu schlichten noch zu entscheiden versucht. Er hat seinen endgültigen Standpunkt reserviert und sich damit begnügt, das Problem in seiner ganzen Bedeutung aufzuzeigen. Der Bonner Romanist Ernst Robert Curtius, der seinen Freund Gide durch eine geistreiche Anregung zur Niederschrift des „Robert“ bestimmt hat, möge, um seine Rolle zu erfüllen, den Dichter nun auch dazu bewegen, den Auslassungen Roberts noch einige Erklärungen seiner Tochter Geneviève folgen zu lassen, die vielleicht Gides letztes Wort und seine Lösung der Frage enthalten werden. Ja, mir scheint, dass Geneviève sogar eine durchaus imponierende Romanfigur abgäbe, eine Gides eigenes Sein transponierende und repräsentierende Gestalt, von der er, wie Flaubert in der Bovary, wohl würde sagen können: „Geneviève — das bin ich selbst.“